



# Leseprobe

María Reig

## Die Journalistin - Die Macht der Worte

Roman

---

»Eine hervorragende Geschichte, die Einblicke in die damalige Zeit und Rolle der Frau gibt.« *Kurier*

Bestellen Sie mit einem Klick für 11,00 €



---

Seiten: 624

Erscheinungstermin: 21. Juni 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

# Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

**Madrid 1908: Der Journalismus ist Elisas große Leidenschaft. Doch um schreiben zu können, muss sie in die Rolle eines Mannes schlüpfen ...**

Madrid Anfang des 20. Jahrhunderts: Elisa Montero wächst bei ihrer Tante Doña Manuela auf, die in den besten Kreisen der Stadt verkehrt. Doch in der eleganten Villa, in der strenge Regeln herrschen, fühlt sie sich eingeeengt. Einzig die Zeitungen, die sie jeden Morgen liest, eröffnen ihr einen Blick in die große weite Welt. Während Doña Manuela sie möglichst gut verheiraten will, träumt Elisa davon, selbst Journalistin zu werden. Aber mehr als eine Stelle als Assistentin in der Zeitungsredaktion ist für sie als Frau nicht möglich. Es sei denn, sie veröffentlicht ihre Artikel unter falschem Namen ...

**Die faszinierende Geschichte einer jungen Frau, die alles riskiert, um ihren Lebenstraum zu verwirklichen.**

**Der Bestseller aus Spanien, ausgezeichnet als bestes Romandebüt.**



**Autor**

**María Reig**

---

María Reig, geboren 1992 in Barcelona, hat in Madrid Journalismus und Unternehmenskommunikation studiert. Ihren ersten Roman »Die Journalistin« hat sie zunächst durch Crowdfunding finanziert, bis ein großer spanischer Verlag darauf aufmerksam wurde und ihn zum Bestseller machte.

María Reig

Die Journalistin  
Die Macht der Worte

Roman

Aus dem Spanischen von Sabine Giersberg

GOLDMANN

*Die Übersetzerin dankt dem Freundeskreis  
zur Förderung literarischer und wissenschaftlicher  
Übersetzungen e. V. für ein Arbeitsstipendium, das vom  
Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst  
Baden-Württemberg ermöglicht wurde.*

*Für all die wunderbaren Menschen, die  
nicht nur auf ihre eigenen Träume setzen,  
sondern auch an die der anderen glauben.*

## DIE WICHTIGSTEN PERSONEN\*

- Elisa Montero*      Stammt aus einem Dorf in Extremadura, dem ländlichen Südwesten Spaniens. Die Mutter starb bei ihrer Geburt. Im Alter von sieben Jahren schickt ihr Vater sie zu seiner wohlhabenden Schwester nach Madrid.
- Manuela Montero*      Elisas Tante; wurde jung verheiratet mit einem reichen Madrider Händler, dem deutlich älteren Roberto Ribadesella. Als er im Kubakrieg fiel, wurde sie mit nur fünfundzwanzig Jahren Witwe.
- Pilar*                      Dienstmädchen im Hause Montero, kümmert sich um Elisa.

---

\* Ein ausführliches Personenverzeichnis befindet sich am Ende des Buches.

- Pedro Liébana* Elfjähriger Junge, wird bei den Monteros im Souterrain versteckt.
- Benedetta de Lucca* Freundin von Elisa, kam mit ihrem Vater Giancarlo de Lucca, einem wohlhabenden italienischen Stoffhändler, 1910 aus Florenz nach Madrid.
- Catalina Folch* Freundin von Elisa, stammt aus Barcelona, studiert an der Pädagogischen Hochschule von Madrid, sehr freigeistig und emanzipiert.
- Francisco de las Heras y Rosales* Reichster und begehrtester Junggeselle von Madrid, Erbe des Bankhauses Rosales.
- Ernesto Rodríguez de Aranda* Direktor der Zeitung *El Demócrata de Madrid*.
- Olivier Pascal* Korrespondent von *Le Figaro*; Gastautor bei *El Demócrata*.

Erster Teil



Elisa

*Madrid 1908–1922*

## I

Dies ist kein Märchen von Helden und Prinzessinnen. Und es gibt auch keinen Grund, besonders stolz auf mich zu sein. Ich habe einfach überlebt. Überlebt, indem ich alle nur denkbaren Sünden begangen habe, für die ich gewiss auf ewig in der Hölle schmoren werde. Aber ich will nicht vorgreifen. Ich schließe die Augen und lasse mich zu dem Punkt forttragen, an dem alles begann. Zu den ersten Erinnerungen, die, einem verborgenen Schatz gleich, zaghaft aus dem Wirrwarr der kindlichen Gedankenwelt hervorblitzen. Arglose Wahrnehmungen eines kleinen Mädchens, das noch viel zu unerfahren war, um beurteilen zu können, womit alles seinen Anfang nahm.

Ich glaube, es war ein rauer, grober Stoff, der auf meinem Arm kratzte. Aber damals war ich viel zu verängstigt, um dieser Missempfindung eine Bedeutung beizumessen.

Während ich blinzelte und noch herauszufinden versuchte, wo ich mich befand, machte mich das Geschaukel schläfrig. Es roch feucht, und der trommelnde Regen lullte mich ein. Der Schlaf war mehr als ein Moment der Ruhe, er war eine Reise ohne Wiederkehr in ein neues Leben. Eine Reise in die Zeit, in der die Mehrzahl meiner

Erinnerungen angesiedelt ist. Hin und wieder vernahm ich das unruhige Wiehern der erschöpften Pferde. Der Kutscher trieb sie an, und wir fuhren immer weiter, eine gefühlte Ewigkeit lang. Plötzlich wurde ich von einem »Brr«, gefolgt von einem abrupten Halt, aus meinem Dämmer Schlaf gerissen, und eine innere Stimme flüsterte mir zu, ich solle die Augen öffnen.

Der Regen prasselte auf den jetzt leeren Kutschbock. Kälte durchdrang meinen kleinen Körper bis auf die Knochen, dagegen konnte auch die robuste Decke aus Sackleinen nichts ausrichten, die man mir umgelegt hatte. Ich hatte furchtbare Angst. Und vor allem war ich allein. Hastig wurde die Tür aufgerissen, und ein schwacher Lichtstrahl fiel ins Innere der Kutsche.

»Bringen Sie sie ins Haus, Santiago«, befahl eine herbe, gebieterische Stimme.

»Zu Befehl, Señora.«

Ich spürte, wie mich jemand hochhob und sorgsam darauf achtete, dass die Decke im Eifer des Gefechts nicht herabfiel. Der Weg über die Treppe bis zum Eingangsportaal war eine wackelige Angelegenheit. Dazu der Regen. Ich hielt die Augen geschlossen und hörte jemanden über Treppen, Zimmer und irgendwelche Dinge sprechen, die ich nicht verstand.

»Legen Sie sie dorthin, Santiago. Ich bin Ihnen unendlich dankbar für Ihre Hilfe«, sagte die Frauenstimme, als wir die angenehme Wärme eines Zimmers erreicht hatten.

»Immer gern zu Diensten, Señora. Gepäck hatte das Mädchen keines dabei.«

»Schon gut, sie wird hier nichts aus ihrem alten Leben

brauchen. Vergessen Sie nicht, bei diesem Unterfangen sind Sie mein einziger Vertrauter. Niemand darf erfahren, was heute geschehen ist. Sie müssen mir versprechen, dass Sie kein Wort darüber verlieren, zu niemandem.«

»Ich werde schweigen wie ein Grab, Señora.«

Die Morgensonne weckte mich auf. Als Erstes streckte ich meine dünnen Beine. Das unangenehme, kratzige Gefühl war verschwunden, stattdessen hüllten mich weiche Leinlaken ein.

Der Raum war lichtdurchflutet. Alles war mir fremd. Ich lag in einem Bett, in das gut und gerne noch vier weitere Kinder meiner Größe gepasst hätten. Zu beiden Seiten standen Nachttische mit herrlichen Schnitzereien, darauf ein Bild der Jungfrau Maria und eine Vase mit lila Blütenzweigen. Sanfter Lavendelduft umfing mich. Ich sah mich weiter um, und mein Blick fiel auf einen großen Schreibtisch aus dunklem Holz mit einem Stuhl davor. Hinter dem Tisch war eine weitere, kleinere Tür zu erkennen. An der Wand gegenüber der Zimmertür stand eine einzelne Kommode. Ich drehte mich zur Seite, um mir die von riesigen Vorhängen mit rosafarbenen Ornamenten eingerahmten Fenster anzusehen. Langsam setzte ich mich auf und ging barfuß darauf zu. Hier wurde mir endgültig klar, wie weit ich von dem Ort entfernt war, an dem sich mein Leben bislang abgespielt hatte.

Vor dem Fenster befand sich eine sonnige Straße mit fröhlich lärmenden Passanten. Die herausgeputzten, eleganten Gebäude wünschten mir einen guten Morgen, während die kleinen Läden im Erdgeschoss die Fußgänger grüßten, in

der Hoffnung, dass sie eintreten und etwas kaufen mochten. Eine Stimme hinter der Tür schreckte mich auf, und ich schlüpfte wieder ins Bett. Rasch deckte ich mich zu, denn ich fürchtete, bestraft zu werden, wenn herauskam, dass ich einfach aufgestanden war. Der knarrende Holzboden verriet mir, dass die Tür jeden Moment aufgehen würde. Ich streckte den Kopf aus den Laken, um zu sehen, wer den Raum betrat. Vielleicht klärte sich dann auf, was um alles in der Welt ich in dieser riesigen Stadt verloren hatte.

Eine große, korpulente Frau trat ein. Sie trug ein langes schwarzes Kleid, das sie vom Kinn bis zu den Knöcheln verhüllte, nur die schwarzen Schnürstiefel lugten darunter hervor. Ärmel und Kragen waren mit feinen Stickereien verziert, die perfekt zu den dunklen Locken passten, die zu einem schlichten Knoten zusammengebunden waren. Ihre Gesichtszüge waren ernst und streng. Der kühle Blick, mit dem sie mich aufforderte, das Bett zu verlassen, erschreckte mich. Sie wirkte wie ein Mensch, der Kinder nicht leiden konnte und ihnen keinerlei Herzenswärme entgebrachte.

»Auf, Kleine! Du hast geschlagene zwölf Stunden geschlafen, und in diesem Haus haben Schlafmützen nichts verloren«, sagte die Frau barsch.

Ich gehorchte, ohne zu wissen, wer sie war. Ich erkannte nur die raue Stimme wieder, die mich am Vorabend in Empfang genommen hatte.

»Pilar wird dich von Kopf bis Fuß abschrubben, damit das Ungeziefer verschwindet. Wer weiß, wo du bis jetzt gehaust hast ... armes Ding. Dann kommst du runter zu mir ins Foyer. Es gibt einiges zu besprechen.«

Eine zweite Frau, kleiner als sie und mit sanftmütigem Gesicht, erschien in der Tür und begrüßte mich mit einem freundlichen Lächeln. Das musste Pilar sein.

Eingeschüchtert beugte ich mich allen Befehlen der Dame des Hauses, ohne sie zu hinterfragen. Als sie den Raum verlassen hatte, übernahm Pilar die Regie. Sie nahm mich behutsam an der Hand und führte mich zu der Tür hinter dem Schreibtisch. Sie zog mir die Kleider aus und steckte mich in eine riesige Badewanne mit warmem Wasser. Dann wusch sie behände meinen ganzen Körper und mein Haar mit Seife. Ich starrte die ganze Zeit über auf das warme Wasser. Ich konnte mich nicht erinnern, je in einer so großen Badewanne gesessen zu haben, geschweige denn in so sauberem und warmem Wasser. Kurz war ich versucht, einen Schluck von dem herrlichen Nass zu trinken, doch der Seifenschaum ließ mich von dem Gedanken Abstand nehmen.

Nach dem Bad holte Pilar mich aus der Wanne und trocknete mich sanft ab. Danach zog sie mir seidenweiche, saubere Kleider an. Sie kämmte mein langes Haar und steckte einen Teil des Ponys mit einer hübschen Haarspange fest. Sie fasste mich wieder an der Hand und führte mich wortlos durch das Schlafzimmer zur zweiten Tür. Diese ging auf einen Flur hinaus, von dem man ins untere Stockwerk blicken konnte.

»Dort unten ist das Foyer. Geh die Treppe hinunter und warte da auf deine Tante.«

Wie ein hilfloses Tier, das sich verlaufen hat, folgte ich gefügig ihren Anweisungen. Zaghaft bewegte ich mich auf die Treppe aus Nussbaumholz zu und stieg eine Stufe nach

der anderen hinunter, die Hand fest am Geländer, das für mich fast zu hoch war. Das Knarzen unter meinen Stiefeln hörte auf, als ich den Parkettboden des Foyers betrat, auf dem ein großer Teppich mit Blumenmuster lag. Ich blieb exakt an der Stelle stehen, die Pilar mir gezeigt hatte, und wartete auf meine Tante. Wer um alles in der Welt war diese Frau?

Verunsichert betrachtete ich die weitläufige Halle. Das riesige Eingangsportal wachte über mich, während ich jeden Winkel des beeindruckenden Raumes inspizierte. An den Wänden hingen Teppiche, auf denen Könige gegen unsichtbare Feinde kämpften. In silbernen und marmornen Töpfen wuchsen exotische Pflanzen aus einer fremden Welt. Palmen nannte man sie wohl. Und zwischen den Wandteppichen befanden sich weitere Türen aus dunklem Holz, die alle fest verschlossen waren.

»Wie ich sehe, hast du dich in ein ansehnliches kleines Mädchen verwandelt«, hörte ich meine Tante mit ihrer rauhen Stimme sagen, als sie unerwartet durch die Tür zu meiner Linken trat.

»Ja, Señora«, erwiderte ich ängstlich und beschämt.

»Das ist gut.« Ich glaubte, ein angedeutetes Lächeln zu sehen, aber vielleicht war das auch nur eine Täuschung.

»Verzeihung, Señora, aber wo bin ich hier? Und wo ist mein Vater?«

»Dein Vater ist zu Hause, Elisa. Er hat große Fehler gemacht, und jetzt muss er dafür büßen. Er hat nicht genug Geld, um so ein zartes Geschöpf wie dich zu unterhalten, also habe ich mich in meinem grenzenlosen Mitgefühl dazu durchgerungen, dich bei mir aufzunehmen.«

»Aber ... Was ist mit Juan? Und José Luis?«, fragte ich. Ich verstand die Welt nicht mehr.

»Deine Brüder werden ihm helfen. Sie sind Männer und können Schicksalsschläge besser verkraften. Dein Vater braucht fleißige Hände, die Geld nach Hause bringen, keine Sorgenkinder. Und nichts anderes wärst du. Deshalb hat er dich in meine Obhut gegeben. So hat er eine Last weniger«, erklärte sie. »Und mit ein wenig Glück gelingt es mir, aus dir eine anständige junge Frau zu machen, die auf eine gute Partie hoffen kann.«

»Aber ...«

»Kind, hör mit dem ständigen ›aber‹ auf. Das Leben ist manchmal kompliziert, und ich erwarte nicht, dass du es jetzt schon verstehst. Irgendwann wirst du begreifen, dass es die richtige Entscheidung war und dass du bei deinem Vater und deinen Brüdern keine Zukunft gehabt hättest. Dort ist kein Platz für ein kleines Mädchen. Es ist an der Zeit, dein altes Leben hinter dir zu lassen.«

Ich hatte das Gefühl zu ersticken, so groß war der Kloß in meinem Hals. Am liebsten hätte ich geweint, aber das durfte ich nicht zulassen. Ihre Worte hallten in mir nach, und mein Widerspruchsgeist verbot mir jeden Anflug von Feigheit.

»Ich will aber nicht hierbleiben! Ich will zurück zu meinem Vater!«, schrie ich.

Ich rannte zum Eingangsportal und versuchte, es zu öffnen. Als die Tür nicht nachgab, konnte ich die Tränen nicht mehr zurückhalten. Ich rüttelte mit aller Kraft, die ein siebenjähriges Mädchen aufbringen kann. Meine Tante beobachtete eine Weile den erbitterten Kampf, der sich nicht nur gegen die Tür richtete, sondern auch in meinem

Inneren tobte. Tränenüberströmt sank ich schließlich vor dem majestätischen Portal zu Boden. Ich weinte mir die Augen aus, aber auf Trost hoffte ich vergebens.

»Du kannst heulen und toben, wie du willst, das ändert nichts. Du bleibst hier.«

Die Worte, die mich wachrütteln sollten, drangen wie von fern zu mir, während ich mich weiter an die Illusion einer Flucht klammerte. Ich verbrachte den ganzen Tag an der Tür, weil ich glaubte, irgendwann würde meine Tante sich meiner erbarmen und mich gehen lassen. Doch weit gefehlt. Ich sah die schwarz gekleideten Zofen mit Häubchen kommen und gehen und empfing den Milchmann und den Briefträger, die mich verwundert ansahen, während ich sie mit Tränen in den Augen anflehte, mich in ihren Wagen nach Hause zu bringen. Später kam eine Freundin meiner Tante zu Besuch und machte sich zu allem Überfluss auch noch über mich lustig.

Immer wieder musste ich an mein Zuhause denken, an das einfache Haus ohne großen Komfort, das früher einmal etwas hergemacht hatte, und erneut kamen mir die Tränen. Weiße und rötlich braune Häuser hatten die Straßen gesäumt, in denen ich Tag für Tag gespielt hatte. Ich dachte an Juan, der immer für José Luis und mich gesorgt hatte. An das Tal und die goldenen Felder der Extremadura. An den Geruch der Pferde, ihr Schnauben und Wiehern. An den warmen Sommerwind und unsere Spiele in der Sonne. Vater tauchte in meinen Gedanken auf, wie immer mit Bart, Baskenmütze und einem Lächeln auf dem Gesicht. Wut und Trauer tobten in mir, bis ich irgendwann auf dem schönen Teppich einschlief.

Am nächsten Tag ging das Spiel von vorne los. Pilar holte mich aus dem Bett, in dem ich mich versteckt hatte und darauf wartete, dass Juan durch die Tür trat. Ich stellte mir vor, er käme in der Rüstung, die Vater ihm letzten Sommer aus Blechabfällen gebastelt hatte, die wir am Fluss gefunden hatten. Und mit dem riesigen Stecken aus den Feldern von Señor Ramírez als Lanze. Er würde durch die Eingangshalle schreiten, größer und heldenhafter als die Kämpfer, die ihn von den Wandteppichen aus verblüfft beobachteten, und mich nach Hause holen.

In den ersten traurigen Nächten im Haus meiner Tante ließ ich Revue passieren, was den Tag über geschehen war. Es war immer derselbe Ablauf: Pilar wusch mich, kleidete mich an und brachte mich ins Foyer. Dort wartete ich auf meine Tante, die mich jeden Morgen fragte, ob ich diesmal die Absicht hätte, etwas zu sagen. Mein anmaßendes Schweigen veranlasste sie, mich unverzüglich wieder auf mein Zimmer zu schicken, denn für ungezogene Mädchen gebe es in ihrem Haus keinen Platz und auch kein Essen.

In den ersten Wochen bekam ich täglich nur ein Stück Brot und ein Glas Milch. Das machte mir wenig aus, denn ich konnte mich nicht erinnern, je in meinem Leben üppig gespeist zu haben. Die Armut, in der ich aufgewachsen war, hatte mir die Kraft verliehen, im Kampf gegen meinen neuen Vormund nicht klein beizugeben.

Als der Frühling im Garten eingekehrt war und sich ein heißer Sommer ankündigte, gab meine Tante endlich nach und erlaubte Pilar, ein Gedeck im kleinen Salon für mich aufzulegen. Hier wurden das Frühstück oder auch Eintöpfe, Obst und frisches Brot serviert. Der Gnaden-

akt war mehr ihrer moralischen Haltung und der Absicht geschuldet, mich am Leben zu erhalten, als dass ihr kaltes Herz tatsächlich weich geworden wäre. Ich sprach weiterhin kein Wort. Insgeheim wartete ich Tag für Tag darauf, dass mein Vater und meine Brüder mich abholen würden. Das behielt ich jedoch für mich, aus Angst, mein Wunsch könnte sich in Luft auflösen.

\*\*\*

An einem Nachmittag im Juli, während ich von meinem riesigen Bett aus die glatte weiße Decke meines Zimmers anstarrte, hörte ich auf einmal Gelächter. Neugierig geworden, spitzte ich die Ohren und stellte fest, dass es von draußen kam. Ich war es leid, alle Ecken meines Zimmers zu inspizieren und mir vorzustellen, die Möbel würden mein Leid verstehen und nachts lebendig werden, also ging ich zum Fenster und sah hinaus. Auf der Straße spielten Kinder. Die Sonne schien, sie hielten sich an den Händen und drehten sich singend im Kreis. Ich sang die fröhliche Melodie leise mit.

»Wenn du willst, kannst du hinuntergehen und mit ihnen spielen.« Meine Tante war unbemerkt ins Zimmer gekommen. »Es sind Kinder aus der Nachbarschaft. Sie freuen sich bestimmt, eine neue Gefährtin zu haben, mit der sie Verstecken oder Ball spielen oder Seil springen können.«

»Seil springen?«, fragte ich erstaunt.

»Ja, das macht großen Spaß. Ich sage ihnen, sie sollen es dir zeigen.«

Ich nickte.

»Elisa«, sagte sie und kam vorsichtig auf mich zu. »Ich weiß, wie sehr du deinen Vater und deine Brüder vermisst, aber sie können dich nicht unterstützen, und deswegen haben sie dich nach Madrid geschickt. Hier kannst du mit anderen Kindern spielen, schöne Kleider tragen, nähen und sogar lesen lernen. Du kannst dich jeden Tag satt essen. Und wenn du groß bist, wirst du eine eigene Familie haben und mit deinem Mann auf Reisen gehen, damit aus dir eine weltgewandte Frau wird. Aber wenn ich dir helfen soll, musst du mit mir sprechen.«

Ich zögerte einen Moment. Mein Blick blieb an den Kindern hängen, die fröhlich auf der Straße spielten. Und da begriff ich endlich, dass in der eintönigen Abfolge von Tagen niemand kommen würde, um mich abzuholen. In dem Moment, in dem ich die Hoffnung auf Heimkehr aufgab, begann ich zu akzeptieren, dass ich ein neues Zuhause hatte, auch wenn mir der Gedanke widerstrebt. Mein Sinneswandel zeigte sich darin, dass ich wenige Tage nach der Unterredung mein trotziges Schweigen brach und nicht länger so tat, als könnte ich nicht sprechen.

Pilar drückte mich an sich, als ein unerwartetes »Danke« über meine Lippen kam.

Es war nicht leicht, mich an die neue Umgebung zu gewöhnen, in der Körperpflege, sorgfältiges Frisieren und feste Regeln zum täglichen Pflichtprogramm gehörten. Ohne Pilar, die mich bei meinen ersten Schritten anleitete, hätte ich das nicht geschafft. Die endlos langen Stunden in dem Haus mit den geheimnisvollen Türen stachelten meine Fantasie an, und ich fragte mich, was sich wohl hinter ihnen verbarg.

Jeden Morgen um Punkt neun kam meine Tante aus der Tür neben dem Eingangsportal, und wir gingen aufs Neue die Hausregeln durch: »Dieser Raum darf nicht betreten werden, und schon gar nicht, wenn ich nicht anwesend bin. Und das gilt erst recht für den Donnerstagabend, klar? Unter keinen Umständen darfst du das Souterrain betreten, dort sind die Zimmer der Dienstboten, das ist kein Ort für eine Señorita. Oben darfst du nur deine Gemächer betreten, meine sind verboten. Habe ich mich klar ausgedrückt?«

Manuela Montero gehörte nicht zu den Frauen, die etwas dem Zufall überließen. Mein Einzug in ihre dreistöckige Villa hatte sie dazu veranlasst, Regeln aufzustellen, wo es noch nie welche gegeben hatte. Allein die Vorstellung, ich könnte mich in ihre Angelegenheiten einmischen, ihre Ruhe und Privatsphäre stören, brachte sie in Aufruhr. Dass es noch andere Gründe für die strengen Regeln gab, sollte ich erst sehr viel später erfahren.

Im Haus herrschte eine gedrückte Stimmung, die auf den frühen Tod des Ehemanns meiner Tante zurückzuführen war. Roberto Ribadesella war vor zehn Jahren im Kubakrieg gefallen, zu dem er sich freiwillig gemeldet hatte. Meine Tante war mit gerade mal fünfundzwanzig Jahren Witwe geworden und hatte alles geerbt, darunter mehrere Parzellen, auf denen später das schicke Stadtviertel Salamanca mit seinen prachtvollen Boulevards entstand, wo sich auch das Palais befand. Meine Tante war nach dem Tod ihres Mannes nicht in Trübsal verfallen, sie hatte sich stattdessen mit einem undurchdringlichen Schutzpanzer umgeben.

Sie hatte weiß Gott kein leichtes Leben gehabt. Mit neun Jahren hatte man sie auf ein Mädcheninternat in Sevilla geschickt, wo Strenge der Grundpfeiler der Erziehung war. Mit fünfzehn war sie als junge Frau nach Badajoz zurückgekehrt, und ihr Vater hatte bereits entschieden, sie mit einem bedeutenden Händler aus einer reichen Madrider Familie zu verloben, dem deutlich älteren Roberto Ribadesella. Einen Monat später hatten sie geheiratet und waren in ihr neues Heim gezogen, das Palais in der Calle Villanueva 20 in Madrid, das Ribadesellas Vater 1865 hatte erbauen lassen und dem Paar zur Hochzeit schenkte. Das Viertel Salamanca war Mitte des 19. Jahrhunderts entstanden und wuchs noch stetig weiter. Dass durch die Reformen von Ministerpräsident Evaristo Pérez de Castro die Bodenpreise neu bewertet wurden, kam für die bereits gut betuchten Ribadesellas völlig überraschend.

Zweifellos zählte das Palais zu den schönsten Häusern in der Straße. Die Gebäude in Nummer 16 und 18 waren von der Architektur her ähnlich, deshalb gingen sie als »die Drillinge« in die Geschichte ein. Doch das Haus meiner Tante oder das »Palais Ribadesella«, wie es die Leute im Viertel nannten, bestach vor allem durch die üppigen Jasminranken am Zaun, der das Grundstück von der Straße abschirmte. Die Blüten erfüllten die Straße mit ihrem betörenden Duft und ernteten die Komplimente der Passanten, die regelmäßig stehen blieben, um sich daran zu erfreuen. Hinter dem schmiedeeisernen Zaun, dessen Verzierungen an korinthische Kapitelle erinnerten, befand sich ein kleiner Garten mit Rosenbüschen, Margeriten und Lilien.

Der Haupteingang der Villa war aus dunklem Nussbaumholz. Die großzügige Eingangshalle gab einen Einblick, was den Besucher im Haus erwartete. Unten im Souterrain, das für mich verboten war, befanden sich die Dienstbotenzimmer von Pilar und Severiano, dem Hausdiener, sowie die Zimmer der Zofen, der Wasch- und Bügelraum und der Weinkeller. Im Parterre befanden sich der Besuchersalon, der kleine Salon, das Arbeitszimmer, die Küche und der verbotene Raum. Oben das Esszimmer und die Schlafgemächer mit Waschtischen und Toiletten, eine moderne Erfindung, die meine Tante in den letzten Jahren nachträglich hatte einbauen lassen. Und natürlich die Bibliothek, für die ich mir mit der Zeit ein Aufenthaltsrecht erwarb. Von den wenigen Fenstern aus, die nicht mit Bücherregalen zugestellt waren, hatte man einen wunderbaren Blick in den hinteren Garten, wo eine kleine Schaukel einsam darauf wartete, dass ein Kind sich darin in die Lüfte emporschwang. Daneben wachte eine mächtige Eiche über das elegante Anwesen, das im Jahr 1908 eine wahre Oase im Moloch der Großstadt war.

»Zieh die Jacke an, Kind. Heute gehen wir zur Schneiderin. Du brauchst unbedingt neue Sachen, aus dem Kleid bist du rausgewachsen. Und vergiss nicht den Strohhut, den ich dir gekauft habe. Ein anständiges Mädchen geht nie ohne Hut aus dem Haus.«

Meine Tante kommandierte mich ständig herum. Ich bestieg die Kutsche, die mich vor zwei Monaten vor dem Haus abgesetzt hatte. Der feuchte Geruch war verschwunden, sie stand schwarz und stattlich da. Ein kleiner Mann

mit grauem Haar hielt mir die Tür auf. Es war Santiago, der Kutscher.

»Hü!«, trieb er die Pferde an, kaum dass wir Platz genommen hatten.

Wir fuhren durch die Calle Villanueva zum Paseo de Recoletos, der kurz darauf in den Paseo del Prado überging. Durch das Fenster der Kutsche beobachtete ich die Leute auf dem riesigen Boulevard. Eine Gruppe von Straßenkehrern in schwarzer Uniform reinigte den Boden. Männer debattierten laut, und plötzlich hupte neben uns eines der wenigen Autos, die auf den Straßen unterwegs waren. Der unermüdliche Trab der langmütigen Pferde führte uns durch die Straßen zur Puerta del Sol, vorbei an der Fuente de Neptuno und den imposanten bronzenen Löwen, die den Eingang des Palacio de las Cortes bewachten.

Es war das erste Mal, dass ich die Puerta del Sol sah. Ein riesiger Platz, wo das Leben pulsierte und das Geräusch der Straßenbahnen sich mit dem Stimmengewirr der Passanten vermischte. Eine Frau verkaufte Wasserkrüge, ein Mann Hühner. Alte Männer saßen am Rande des bewegten Treibens und lasen Zeitung. Wir überquerten den Platz mit seinen herrschaftlichen Gebäuden und fuhren die Calle de Carretas hinauf, vorbei am Café Pombo. Auf der Plazuela de la Aduana Vieja bogen wir Richtung Santa Cruz ab, wo wir aus der Kutsche stiegen. Meine Tante fasste mich an der Hand, zog mich hinter sich her zu einem Haus und klingelte. Wir betraten den kalten, dunklen Eingangsbereich und stiegen die Holzterrasse hinauf bis zu einem Absatz. Meine Tante klopfte zweimal an eine

Tür. Eine elegante Frau öffnete und begrüßte uns überschwänglich.

»Señora Montero! Schön, Sie mal wieder zu sehen! Was führt Sie zu mir? Treten Sie doch bitte ein.«

»Guten Tag, Doña Alicia«, sagte meine Tante.

Wir wurden in einen Salon geführt, der mit exquisiten Wandbehängen, Teppichen, Konsolen mit prächtigen Kerzenleuchtern und Öllampen dekoriert war.

»Nehmen Sie doch bitte Platz.«

»Machen Sie sich keine Umstände, wir sind in Eile. Das ist meine Nichte Elisa. Sie ist vor Kurzem in die Stadt gezogen und braucht ein paar ordentliche Kleider. Ich möchte, dass Sie ihr fünf zum Ausgehen, zwei Nachthemden und drei Sonntagskleider schneiden.«

»Selbstverständlich.«

»Wenn Sie mich entschuldigen würden, ich habe noch etwas zu erledigen. Ich bin in zwei Stunden wieder da. Reicht das, um Maß zu nehmen?«

»Natürlich, Señora Montero. Aber wollen Sie sich denn nicht die Stoffe ansehen, um für das Mädchen etwas auszuwählen?«

»Ich verlasse mich da ganz auf Ihren Geschmack, Doña Alicia. Seit Jahren sehe ich nichts anderes als Schwarz an mir. Um sechs bin ich wieder da.« Sie sah mich streng an.  
»Benimm dich.«

Ich nickte ergeben, wie so oft. Als meine Tante gegangen war, nahm Doña Alicia mich näher in Augenschein.

»Magst du Blau?« Offenbar wollte sie mich in die Entscheidung einbinden.

»Ja«, erwiderte ich.

»Ausgezeichnet. Das wird dir gut zu Gesicht stehen, Kleine. Dolores! Mari Paz!« Zwei junge Frauen kamen aus der Werkstatt geschossen. »Wir haben eine besondere Kundin. Das ist Elisa. Holt mir das beigefarbene Leinen, den Wollstoff und die blaue Gaze. Und bringt etwas von dem rosafarbenen Voile mit.« Sie drehte sich um und sah mich an. »Du wirst fantastisch aussehen, Kind. Wir haben hier sogar Kleider für Königin Victoria Eugenia höchstpersönlich gefertigt.«

Das Anlegen des Maßbandes und das Zuschneiden der Stoffe, das Niederschreiben der Zahlen, die Drehungen und sanften Befehle, um mich genau zu vermessen, erinnerten an einen Tanz. Die Frauen lächelten mir aufmunternd zu.

Eines der neuen Kleider konnte ich einweihen, als meine Tante mich an einem Sonntag zum ersten Mal mit in die Messe in der Iglesia de San José nahm. Dort fanden sich die Gläubigen ein, um bei Padre Cristóbal die Beichte abzugeben oder um für die Gesundheit und das Wohlergehen ihrer Familie zu beten. Und am Rande der eigentlichen Messfeier gab es noch die Grüppchen, die zusammenfanden, sobald das letzte Amen verklungen war und die Gerüche der Stadt den Duft von Wachs und Weihrauch verdrängten. Bei der Gelegenheit lernte ich die Familie Salamanca-Trillo kennen.

Tomás Salamanca-Trillo und seine Gattin María Elena waren ein mustergültiges Ehepaar und die ältesten Freunde meiner Tante. Auch sie besaßen Grundstücke und hatten von der Erweiterung der Stadtviertel im ver-

gangenen Jahrhundert profitiert, doch ihre wahre Glanzleistung war die Schuhfabrik. Es hieß, sie stellten die modernsten und qualitativ hochwertigsten Schuhe in ganz Kastilien her. Tomás Salamanca-Trillo hatte tiefschwarzes Haar und einen dichten, immer fein gestutzten Schnurrbart. Seine Gattin María Elena war schlank, hatte helles Haar, und ihr knochiges Gesicht entsprach nicht gerade dem Schönheitsideal. Zur Familie gehörten noch die Kinder Candela und Tomás José, die nur wenig älter waren als ich. Ich war fasziniert von Candela mit ihrem hellen Haar, das sie von ihrer Mutter geerbt hatte, aber Tomás José war ein Lausub, wie er im Buche steht. Ich hatte regelrecht Angst vor ihm und seinen Streichen und habe mich lange Zeit nicht getraut, mit ihm zu sprechen.

María Elena und meine Tante hatten entschieden, dass Candela und ich unbedingt Freundinnen werden sollten. Es dauerte etwas, bis wir uns aneinander gewöhnt hatten – allein die Art, wie wir sprachen, war schon unterschiedlich, man merkte immer noch, dass ich aus der Provinz kam –, aber irgendwann war die Hürde genommen. Montagnachmittags besuchten wir sie, und mittwochs kamen sie zu uns zum Mittagessen. Dann herrschte im Haus Gekreische und Gelächter, weil Tomás José immer irgendeinen Unfug machte. Candela hatte jedes Mal ihre Puppe dabei. Ihr Name war Ernestina. Sie hatte ein hübsches Porzellangesicht und trug ein weißes Kleid. Wir kämmten sie und setzten sie in die Schaukel im hinteren Garten. Wir spielten gern Verstecken. Tomás José drohte uns dann immer an, uns im Schrank einzuschließen und den Schlüssel wegzuworfen.

Nach ein paar Monaten kaufte meine Tante mir auch eine Puppe, damit ich mich nicht zurückgesetzt fühlte. Als ich Paquita zum ersten Mal auf dem Bett liegen sah, konnte ich mein Glück kaum fassen. Eine eigene Puppe! Ich presste sie an mich und schwor mir, gut auf sie aufzupassen.

Als das trockene Herbstlaub die Bürgersteige mit einem knisternden Teppich überzog, erhielt ich meinen ersten Unterricht. Beim Nähen zerstach ich mir die Finger. Dann hatte ich meine erste Klavierstunde bei Señorita Rebeca. Und immer und überall verfolgte mich die harte Schule des guten Benehmens: »Die Ellbogen vom Tisch.« – »Du kannst dich nicht einfach von mir losreißen, wenn wir spazieren gehen.« – »Wenn du es zu etwas bringen willst, musst du dich korrekt ausdrücken und jedes Wort sauber artikulieren, Kind.« – »Die Wahrheit wird überschätzt.« – »Behaupte vor den anderen, dass dein Vater wichtige Geschäfte in Extremadura macht. Im Leben muss man mit der Wahrheit jonglieren, damit niemand mit dem Finger auf dich zeigt, merk dir das.«

Und so verflog die Zeit, ohne dass ich es merkte.

\*\*\*

In meinem ersten Jahr im Palais Ribadesella versuchte ich, mir alle Verbote einzuprägen, die mein Leben seit meiner Ankunft bestimmten. Ich musste sie jeden Tag um neun Uhr beim morgendlichen Rapport vor meiner Tante herunterbeten. Den meisten beugte ich mich in der Überzeu-

gung, dass das Sammelsurium an Vorschriften mein neues Vaterunser war. Doch ein Verbot weckte meine Neugier: Was geschah jeden Donnerstag in jenem Salon, den ich unter keinen Umständen betreten durfte? Ich war ein stilles Kind, eine stumme Beobachterin, aber mein Geist arbeitete rasend schnell. Ich stellte abstruse Mutmaßungen über ein verborgenes Leben meiner Tante an, voller Ungeheuer, Hexen und Geheimnisse. Mit Letzterem lag ich gar nicht so falsch.

Ich entwickelte die Angewohnheit, während des Essens jede noch so kleine Geste meiner Tante aufmerksam zu beobachten. Wie sie die Lende verspeiste, den Spargel, wie sie an dem süßen Wein nippte, mir entging nichts. Ich betrachtete wortlos, wie sie eine der fünf Zeitungen auswählte, eine bunte Mischung, die Pilar jeden Morgen besorgen musste: *La Correspondencia de España*, *Heraldo de Madrid*, *ABC*, *El Liberal* und *El Imparcial*.

Meine Tante hatte mir inzwischen das Lesen beigebracht, aber es kostete mich noch große Mühe. Doch ich ließ mich nicht entmutigen und versuchte, die Worte auf der Titelseite zu entziffern. *Freitag, 2. Juni 1909. Heraldo de Madrid*, las ich lautlos. Ich fragte mich, was an diesem bedruckten Papierbogen so interessant war. Meine Tante bemerkte mein Interesse, überlegte kurz und reichte mir dann eine der Zeitungen, damit ich es ihr gleich tun konnte.

Ich nickte freudig, für mich war es die Gelegenheit, meine Nachforschungen voranzutreiben. Damals wussten weder sie noch ich, wohin das führen würde. Wie in vielen anderen Sachen war meine Tante auch in dem Punkt

unberechenbar. Sie war die perfekte Verkörperung einer Doppelmoral: Einerseits durfte ich nicht länger als eine Stunde mit den anderen Kindern auf der Straße spielen – was mir viele einsame Stunden bescherte –, andererseits durfte ich Zeitungen lesen, hinter deren gedruckten Buchstaben sich Hass, Leidenschaft, Bosheit, perverse Geschichten und verletzende Wahrheiten verbargen. Heute denke ich, dass sie oft nicht das rechte Maß fand, was sie mir erlauben sollte und was nicht, aber dass gerade diese kleinen Freiheiten für mich wie die Luft zum Atmen waren.

Der kleine Salon war ein bescheidener, nüchtern gehaltener Raum, kein Vergleich zu dem überbordenden Luxus der Eingangshalle. Dort verbrachte ich regelmäßig Zeit mit meiner Tante, vor allem mit den Lektüreübungen, bei denen ich Fragmente aus bekannten Werken von Francisco de Quevedo, Gustavo Adolfo Bécquer oder Benito Pérez Galdós auswendig deklamieren musste. Natürlich verstand ich nicht mal die Hälfte von dem, was die berühmten Schriftsteller geschrieben hatten, aber es war eine gute Übung, auch wenn ich dabei außer meiner Tante kein Publikum hatte.

Eines Nachmittags hatte ich die Ehre, für mich allein lesen zu dürfen, ohne Zuhörer und ganz ohne Kritik. Auf der dritten Seite der Ausgabe von *ABC* las ich: *Im politischen Kampf hat sich das spanische Volk jabrelang aufgerieben ...*

Ich verbrachte viel Zeit damit, über die Geheimnisse meiner Tante nachzugröbeln, aber das war nicht meine einzige Beschäftigung. So half ich Pilar beim Plätzchen-

backen und amüsierte mich königlich, wenn sie sich mit Severiano wieder mal einen verbalen Schlagabtausch lieferte. Der Hausdiener war wortkarg und meistens schlecht gelaunt, aber mir schenkte er eine Zuneigung, die er ein Leben lang aufgespart zu haben schien.

Eine seiner Schimpftiraden war auch der Grund dafür, dass ich mitten in der Nacht am Fuß der Treppe stand. Nach mehreren erfolglosen Versuchen, meinen Plan in die Tat umzusetzen, hatte ich beschlossen, die eine oder andere Regel zu übertreten. Ich schlich in die Küche, wo die martialischen Wandteppiche aus der Eingangshalle mir keine Angst mehr einjagen konnten. Meine Tante war nicht zu Hause, und Pilar, Severiano und die Zofen schliefen bereits. Das kam mir sehr entgegen, denn ich wollte überprüfen, ob ihre Lobeshymnen auf die köstlichen Biskuits aus der Confiserie von Doña Mariquita berechtigt waren. Severiano hatte nämlich behauptet, Pilar würde heimlich eine Schachtel mit den Süßigkeiten im vierten Regal der Speisekammer aufbewahren, direkt hinter den Kichererbsen.

»Woher wissen Sie das? Sie haben doch nicht etwa davon genascht? Die habe ich von meinem sauer verdienten Geld bezahlt. Wagen Sie es ja nicht, auch nur ein winziges Stück davon zu nehmen, oder es wird Sie teuer zu stehen kommen«, hatte die gute alte Pilar geschimpft. Sie konnte ja nicht wissen, dass die künftige Diebin gerade mit Unschuldsmiene den Plätzchenteig rührte. Anfangs hatten mich solche Dinge nicht interessiert, doch mit der Zeit hatten Einsamkeit und Langweile meine Moral zermürbt und Gelüste nach Süßem in mir geweckt.

Also ging ich zur Speisekammer. Der Boden unter meinen nackten Füßen war eiskalt. Ich schob das Glas mit den Kichererbsen beiseite und fand die Schachtel. Vorsichtig öffnete ich sie und entnahm ihr ein kleines Stück Biskuit. In dem Moment hörte ich ein Geräusch. Ich erschrak und sah mich um. Nichts. Die Küche lag nach wie vor im Dunkeln, ich war bei meiner Schandtat nicht ertappt worden. Der Lärm kam von draußen, vom Eingang her. Ich versuchte, möglichst geräuschlos zu kauen. Von fern hörte ich Stimmen, die offenbar stritten.

»Nun gehen Sie doch rein. Ich hoffe, es hat uns niemand gesehen«, sagte eine mir unbekannte Frauenstimme.

»Sie sollten doch nur herkommen, wenn es sich nicht vermeiden lässt.« Das war eindeutig die zornige Stimme meiner Tante.

Eine weitere Tür wurde geschlossen. Ich vergaß die Süßigkeiten und drückte mich dicht an die Wand. Ja, die Stimmen kamen aus dem verbotenen Raum. Und ich konnte genau verstehen, was sie sagten. Ich bückte mich, suchte nach des Rätsels Lösung – und wurde fündig: eine goldglänzende Klappe zwischen dem Boden und dem ersten Regalbrett. Ich legte mich auf die Terrakotta-Fliesen, ohne mir Gedanken zu machen, dass jeden Moment jemand hereinkommen könnte. Ich robbte weiter vor und öffnete vorsichtig die Metallklappe. Am Boden ausgestreckt sah ich zum ersten Mal den verbotenen Raum. Überall an den Wänden standen Regale mit Büchern und altem Zierrat. In der Mitte, mit Blick auf den hinteren Garten, befand sich ein prächtiger Schreibtisch voller Papiere, auf dem eine abgenutzte alte Schreibmaschine

stand. Der Streit meiner Tante mit der unbekanntenen Frau riss mich aus meinen Beobachtungen.

»Ich lasse nicht zu, dass Sie einfach so vor meinem Haus auftauchen und mich unter Druck setzen«, sagte meine Tante.

»Hören Sie, Sie müssen mir unbedingt diesen einen Gefallen tun!«

»Señora Casals, darf ich Sie daran erinnern, dass die Tatsache, dass Ihr Gatte und mein verstorbener Mann Freunde waren, uns nicht zwingend zu Verbündeten macht. Warum sollte ich Ihnen helfen?«

»Weil Sie die einzige Frau in Madrid sind, die das tun würde, ohne mich zu verurteilen und ohne mehr Fragen zu stellen als nötig. Wir wissen alle, dass Sie nicht die verhärmte, kaltherzige Witwe sind, die Sie vorgeben zu sein. Und Sie wissen, dass das Leben nicht nur schwarz oder weiß ist. Erst recht nicht, wenn man den Informationen Glauben schenkt, die in diesen Tagen in Madrid wie ein Lauffeuer umgehen ... Vergessen Sie nicht, ich könnte jederzeit erzählen, was ich gesehen habe.«

»Schweigen Sie, Doña Eulalia, ich bitte Sie!«

Ich sah, wie meine Tante nachdachte. Sie blickte aus dem Fenster, als wartete sie auf ein Zeichen, das ihr sagte, wie sie reagieren sollte. Erschrocken fragte ich mich, was das für Gerüchte waren, die angeblich in der Stadt kursierten.

»Schon gut. Ich mach's. Aber nur, weil ich glaube, dass Sie sehr verzweifelt sein müssen, wenn Sie mir derart drohen.«

»Sie wird es Ihnen danken, wirklich«, erwiderte Doña

Eulalia mit glänzenden Augen. »Ich werde mich mit Ihnen in Verbindung setzen und Ihnen mitteilen, was zu tun ist.«

»Eine Sache noch: Mit Banditen und Terroristen will ich nichts zu tun haben, verstanden? Wenn Sie sich nicht daran halten, werde ich dafür sorgen, dass Ihr Mann als Botschafter nach Timbuktu versetzt wird. Ich bin nicht die Einzige in der Stadt, die Geheimnisse hat.«

Die andere Frau nickte rasch, getrieben von ihrer Not und der Angst, meine Tante könne ihre Meinung in letzter Sekunde noch ändern. Doch das tat sie nicht. Missmutig geleitete sie die Besucherin zur Tür, und ich nutzte den Moment, um wie der Blitz die Treppe hinaufzurennen und in meinem Zimmer zu verschwinden. Ich schlüpfte unter die Laken und betete inständig, meine Tante möge mich nicht gesehen haben. Das war mir wichtiger, als wegen des gestohlenen Biskuits Abbitte zu leisten. Würde Gott sich angesichts der Geheimnisse und Verschwörungen, die sich um Manuela Montero rankten, mit solch einem Detail beschäftigen?

\*\*\*

*Für Elise* war mein Lieblingsstück in der donnerstäglichen Klavierstunde bei Señorita Rebeca. Sie erklärte mir, Beethoven habe es für eine Frau komponiert, deren Identität unbekannt sei. Aus diesem Grund könnten sich alle Elisas von den harmonischen Klängen angesprochen fühlen.

Mein Haar bildete inzwischen rebellische Locken, die in einem Zopf gebändigt wurden, und mein Teint war im letzten Jahr heller geworden. »Das macht die Stadtluft,

mein Kind, sie bekommt dir gut«, pflegte meine Tante zu sagen.

Nach den Hausaufgaben ging ich zum Spielen zu Macarena, Diego, Beatriz, Paloma und Guillermo hinaus auf die Straße. Die Sommerhitze hinderte uns nicht daran, uns eine Weile mit Hüpfspielen zu vergnügen, bis Pilar nach mir rief und die Türen des Hauses sich wieder schlossen. An diesem Tag machte mir die unfreiwillige Rückkehr in die Einsamkeit nichts aus. Meine Leidenschaft für das Detektivspiel war wieder erwacht, als mir klar wurde, was für ein Tag war. Der 29. Juli, ja. Aber es war vor allem Donnerstag, und nach meiner zufälligen Entdeckung Anfang der Woche wollte ich mir die Gelegenheit nicht entgehen lassen herauszufinden, was meine Tante in dem für mich verbotenen Zimmer trieb.

Am Abend kämpfte ich mit aller Macht gegen die Müdigkeit an. Im Haus hörte man diverse Stimmen. Ich schob die Laken beiseite und sprang aus dem Bett. Ich konnte es kaum erwarten, mir ein weiteres Mal zu beweisen, dass ich die strengen Hausregeln straflos überschreiten konnte. Ich nahm die Kerze, die Pilar jeden Abend auf die Kommode stellte, um die nächtlichen Ungeheuer zu vertreiben, und ging die fünfundzwanzig Stufen hinunter. Die Stimmen kamen näher. Als ich die Eingangshalle erreichte, ging unvermittelt die Tür zum Arbeitszimmer meiner Tante auf, und sie kam mit resoluten Schritten heraus. Ich flüchtete in die Küche.

Dort rührte ich mich erst mal nicht vom Fleck, aber dann wurde die Eingangstür geöffnet, und meine Tante begrüßte jemanden. Ich riskierte einen Blick. Es war ein

Mann mit spitzem Kinn und zurückgekämmtem Haar. Sie verschwanden in dem verbotenen Zimmer. Ich beschloss, meinen sicheren Posten zu verlassen und in die Speisekammer zu gehen. Es sah alles genauso aus wie beim letzten Mal. Ich bückte mich und öffnete leise die Klappe. Es war kein Traum gewesen! Wie auf einer Bühne konnte ich sehen, was sich auf der anderen Seite abspielte. Ich schob mich ganz nah heran, um einen möglichst guten Überblick über den Raum und die Anwesenden zu haben.

Es waren mehrere Männer da und nur drei Frauen, meine Tante eingeschlossen. Sie unterhielten sich angeregt. Einer, etwas rundlich und sympathisch, machte ständig witzige Bemerkungen, was die anderen aber nicht zu stören schien. Sie lobten sein Talent für Reime. Dann ergriff ein anderer mit dichtem Schnurrbart und gewelltem Haar das Wort und legte, deutlich ernster, Argumente dar, die auf großes Interesse stießen. Jemand, den ich nicht sehen konnte, warf etwas ein. Erst als er näher kam, erkannte ich ihn: Es war Don Tomás!

Ich sah genauer hin. Da war der Mann mit dem länglichen Gesicht, der vorhin eingetroffen war. Neben ihm saß der mit dem dichten Schnurrbart und dem gewellten Haar. Ganz in der Nähe entdeckte ich zwei Männer mit schmalen Schnurrbärten, die sich sehr ähnlich sahen und offensichtlich verwandt waren. Dann kam der sympathische Mann mit dem runden Gesicht, und neben ihm saß eine liebenswürdige, korpulente Frau, deren Lachen von Abenteuer und Lebenserfahrung kündete. Vom ersten Moment an war ich von ihr fasziniert, Jahre später sollte mir klar werden, warum. Weiter hinten saßen noch eine

weitere ausgesprochen elegante Frau mit rotem Haar und weiß blitzenden Zähnen und ein reich aussehender Mann mit silbergrauem Haar. Der letzte Gast hatte in einem der Sessel Platz genommen. Er trug eine Brille und hatte einen Akzent, der mir bestens vertraut war: Er kam aus dem Süden.

Bei der Diskussion ging es hoch her. Sie lachten und ölten ihre Kehlen mit einer mir damals noch unbekanntem Flüssigkeit. Ich blieb bis zum Ende. Fragen trieben mich um: Was waren das für Leute? Was machten sie dort? Warum fanden die Gespräche spätabends und heimlich statt?

Als meine Tante den letzten Gast verabschiedet hatte, huschte ich zurück ins Bett. Ich schlüpfte zwischen die Laken und schlief ein, während in meinem Kopf viele neue Worte herumschwirrten: Bildung, Freiheit, Lyrik, Westgoten, Modernität ...

\*\*\*

Nach einer ruhigen Woche, in der ich das Bett nur einmal unerlaubt verlassen hatte, um herauszufinden, was die Erwachsenen donnerstags im Arbeitszimmer meiner Tante trieben, stieg die Spannung weiter. Ich schlief friedlich, eingehüllt von zartem Lavendelduft, und träumte von Juan, José Luis und einem Springseil, als mich lauter Krach wieder in mein Zimmer in Madrid zurückholte. Es donnerte, und vom Sturm gepeitschte Regentropfen prasselten gegen das Fenster.

»Bringt ihn herein! Bringt ihn herein!«, rief meine Tante.

Das Geräusch des durch die offen stehende Eingangstür noch lauter tosenden Sturms ließ mich aus dem Bett springen und zur Treppe rennen. Von dort hatte ich alles im Blick. Ich hielt mich an den Streben des Geländers fest und sah, wie meine Tante, Severiano, Pilar, Santiago, ein Mann mit weißem Haar und die Frau, die meine Tante kürzlich besucht hatte, zwei Schirme und eine Trage hielten. Ich kniff die Augen zusammen, um besser sehen zu können, was da vor sich ging.

»Die Wunde ist aufgegangen«, sagte die unbekannte Frau.

»Dort entlang, die Treppe hinunter. Wir bringen ihn ins Souterrain«, befahl meine Tante.

Auf der Trage lag eine kleine Gestalt, kaum größer als ich. Man sah Blut, und der Verletzte stöhnte vor Schmerzen.

»Der arme Junge ...«, klagte Pilar, die immer sehr mitfühlend war.

»Severiano, rufen Sie Doktor Rueda«, wies meine Tante den Hausdiener an.

Dann verschwanden sie im Souterrain. Ich blieb noch eine Weile an der Treppe stehen, aber es war nichts mehr zu hören. Enttäuscht kehrte ich in mein Zimmer zurück. Ich hätte zu gern gewusst, was sich zwei Stockwerke tiefer abspielte.

Am nächsten Morgen verhielt sich Pilar, als wäre nichts gewesen. Doch sie wirkte irgendwie erschöpft, müde. Sie ließ mich zehn Minuten in der Badewanne sitzen und schrubkte fünf Minuten lang denselben Arm mit Seife.

Aber ich beklagte mich nicht, ließ alles über mich ergehen. Später, beim Frühstück, starrte sie ununterbrochen nach draußen, bis ich meine Milch ausgetrunken hatte. Um Punkt neun brachte sie mich in die Eingangshalle. Ich blieb still sitzen und betrachtete die Treppe, die ins Souterrain führte. Wer da wohl gekommen war?

»Guten Morgen, Elisa«, begrüßte mich meine Tante.

»Guten Morgen, Tante«, erwiderte ich wohlgezogen.

»Hast du gebadet?«

»Ja.«

»Hast du das Morgengebet gesprochen?«

»Ja.«

»Hast du gefrühstückt?«

»Ja.«

»Schön. Dann wiederholen wir jetzt die Hausregeln.«

»Dieser Raum gehört allein Ihnen, und ich darf ihn nicht betreten, vor allem nicht donnerstagabends. Die beiden Räume auf der rechten Seite und das Arbeitszimmer sind für Besucher, die darf ich keinesfalls betreten. In der Küche bereitet Pilar das Essen zu, und das ist kein Ort für eine Señorita. Den kleinen Salon darf ich nur betreten, wenn Pilar mir Bescheid gibt, dass sie das Essen aufgetragen hat, oder für unsere Lektürestunden. Und das Souterrain ...«, ich hielt einen Moment inne, »das Souterrain ist auch verboten.«

»Korrekt, mein Kind. Im Moment ist es absolut verboten, ins Souterrain zu gehen, verstanden? Du darfst nicht hinuntergehen und keine Fragen stellen. Auch nicht, wenn du Stimmen hörst oder Schreie oder jemanden lachen oder weinen. Wenn du dich nicht daran hältst, darfst du

nicht mehr zum Spielen nach draußen. Und Gott weiß, dass das keine leere Drohung ist.«

Nach einem der verhassten Diktate und einer Näharbeit, die mir schon seit drei Monaten den letzten Nerv raubte, kam endlich der Moment, draußen spielen zu dürfen. An dem Nachmittag erzählte Macarena mir unglaubliche Geschichten über ihren Großvater: Er sei einmal vom Blitz getroffen worden und habe überlebt. Wie sie erzählte, tat ihm bei Gewitter immer genau die Stelle weh, wo der Blitz eingeschlagen hatte. Den Mann musste ich unbedingt kennenlernen. Danach sangen wir *Drei Chinesen mit dem Kontrabass*. Punkt sechs rief Pilar mich ins Haus.

Die Sache mit dem Souterrain ließ mir keine Ruhe. Warum all die Verbote? Ich ließ meine Puppe Paquita auf dem Bett zurück, sie wäre mir bei meiner Ermittlung nur hinderlich. Während ich die Treppe hinunterging, vergewisserte ich mich, dass alle beschäftigt waren. Pilar trällerte in der Küche ein Lied. Severiano sprengte die Pflanzen im Garten. Die Zofen putzten den Gästesalon. Und meine Tante war wie üblich nicht zu Hause. Sie brach oft am Vormittag zu ihren gesellschaftlichen Verpflichtungen auf und kehrte erst zum Abendessen zurück, es sei denn, sie musste sich zwischendurch umziehen.

Zum ersten Mal in meinem Leben stieg ich die Treppe zum Souterrain hinunter. Es war kühler als im übrigen Haus. Und dunkler. Das Herz klopfte mir bis zum Hals, aber ich musste unbedingt wissen, was dort vor sich ging. Die Türen zum Weinkeller und zum Waschraum standen weit offen. Auf der anderen Seite befand sich ein schmaler

Flur. Dort konnte man durch den geöffneten Türspalt die bescheidenen Schlafräume der Dienstboten sehen, denen bei Weitem nicht solche Annehmlichkeiten vergönnt waren wie mir. Am Ende konnte ich eine verschlossene Tür ausmachen. Auf leisen Sohlen ging ich hin und legte die Hand auf den Türknauf. Gespannt, was mich dahinter erwartete, drehte ich ihn herum. Knarrend öffnete sich die Tür und gab den Blick frei auf einen lang gezogenen Raum mit einem Schrank, einer Toilette und einer Pritsche.

Vorsichtig trat ich ein, und da sah ich den Jungen. Er schlief. Sein Oberkörper war verbunden, und auf seinem Gesicht klebten getrocknete Blutspritzer. Seine Kleider waren abgenutzt und dreckig. Das hellbraune Haar war verschwitzt und zerzaust. Ich strich mit der Hand über sein Gesicht und zeichnete seine Züge nach, als wollte ich sicherstellen, dass er aus Fleisch und Blut war. Fasziniert starrte ich auf die Verletzungen an Hals und Händen. Ich hatte noch nie einen Verwundeten gesehen und konnte nicht verstehen, wieso der Junge, der nur wenige Jahre älter war als ich, eine Gefahr für mich darstellen sollte. Da ertönte ein schrilles Geräusch, und ich rannte davon.

Ich suchte Zuflucht bei Paquita. Während ich mich zwischen den Bettlaken verkroch, spielte ich in meinem Kopf unzählige Geschichten durch: Was war mit dem Jungen geschehen?

Am Abend belauschte ich ein Gespräch zwischen meiner Tante und Pilar, die von einem erneuten Besuch des Arztes am nächsten Morgen sprachen.

»Der Junge hat ungeheures Glück gehabt. Offenbar hat sich die Wunde auf dem Weg entzündet, nachdem sie ihm

die Kugel entfernt hatten«, sagte meine Tante leise. »Es ist mir unbegreiflich, wie er die Reise überleben konnte ...«

»Der Herr hat ihn gesegnet. Jetzt können wir nur abwarten. Wissen wir, wie er heißt oder woher er kommt, Doña Manuela?«

»Nein, und das ist auch besser so. Ich tue Freunden meines verstorbenen Mannes einen Gefallen, aber ich will keine Namen hören, und wir werden ihn auch nicht ausfragen. Ich will nicht, dass man uns mit der Sache in Verbindung bringt.«

Manuela Montero war keine barmherzige Samariterin. Den Jungen aufzunehmen war der Preis dafür, dass sie ihre Geheimnisse bewahren konnte.

Um zehn Uhr am nächsten Morgen erschien Doktor Rueda, um den Jungen zu untersuchen. Pilar schubste mich sanft in den kleinen Salon und schlug vor, ich solle doch einen Blick in die Zeitungen werfen, denn sie wusste, das würde mich über Stunden beschäftigen. Doch ein paar Gesprächsfetzen bekam ich trotzdem mit: »Er ist jetzt bei Bewusstsein. Sie können ihm ein wenig Hühnerbrühe zu essen geben.«

Die Nachricht ging mir nicht aus dem Kopf, und ich beschloss, mich noch einmal ins Souterrain hinabzuwagen. Es war alles wie am Tag zuvor: die verschlossene Tür, das schummrige Licht, der säuerliche Geruch aus dem Weinkeller. Und auch meine Angst war wieder da. Quietschende Türangeln und das Ächzen der in die Jahre gekommenen Tür kündigten meinen Besuch an. Ich trat ein, und mein Blick blieb an der kargen Ausstattung der Kammer hängen, in der man den geheimnisvollen Gast

untergebracht hatte. Vorsichtig trat ich an die Pritsche heran. Wären da nicht Doktor Ruedas Aussage und die sich sanft hebende und senkende Brust gewesen, ich hätte geschworen, dass der Junge tot war. Aber dem war zum Glück nicht so, wie seine bebenden Augenlider mir bald bewiesen.

Im Halbschlaf rief er: »Mama? Verschwinde, Mama ... Mama, nein ... du darfst nicht zurückkommen. Mama!«

Mir blieb fast das Herz stehen. Im Bann des Albtraums wälzte er sich hin und her, um die bösen Geister zu vertreiben. Plötzlich wachte er auf. Ich hatte mich an die Türen des Schrankes gedrückt. Ich fürchtete, jemand könnte sein Rufen gehört haben, und wollte den Rückzug antreten, bevor er mich bemerkte. Ich hatte den Türknauf schon in der Hand, als mich eine schwache Stimme zurückhielt.

»Wer bist du?«

Ich schluckte und drehte mich langsam um. Unsere Blicke trafen sich.

»Wo bin ich?«

Mutig trat ich einen Schritt vor.

»In Madrid.«

Geräusche aus dem oberen Stockwerk erinnerten mich daran, dass ich jeden Moment entdeckt werden konnte, was eine harte Strafe nach sich ziehen würde.

»Ich muss gehen. Leb wohl.«

»Warte«, bat er, »wohnst du hier?«

Ich zögerte einen Moment und nickte.

»Aber ich darf nicht hier runterkommen.«

Ich sah ihn an. Sein Gesicht war mittlerweile sauber.

Er hatte helle, ein wenig traurige Augen und eine kleine Nase. Sein Haar sah auch nicht mehr so ungepflegt aus. An dem komplett verbundenen Brustkorb konnte man erkennen, wie ernst sein Zustand war.

\*\*\*

Ein paar Tage später hörte ich, wie Pilar zu einer der Zofen sagte, der Junge könne wieder normal essen. Da stahl ich zwei Biskuits aus der Speisekammer und stieg ins Souterrain hinunter. Ich trat zu ihm, setzte mich auf sein Bett und streckte ihm als Geste der Freundschaft die Hand hin. Die Biskuits waren zerdrückt, aber er nahm mein Geschenk dankend an und schob die Leckereien ohne viel Federlesens in den Mund.

»Die sind aus der Confiserie von Doña Mariquita, der besten von Madrid«, erklärte ich, wie ich es von Pilar gehört hatte.

»Lecker!«

»Ich kann dir noch mehr holen. Eigentlich darf ich die Schachtel nicht anfassen, aber Pilar merkt das sowieso nicht.«

»Ich werde nichts verraten«, sagte er, während er den letzten Bissen hinunterschluckte. »Seit ich hier bin, habe ich sowieso nur eine Frau in Dienstmädchenuniform und den Arzt gesehen. Und die reden kaum mit mir ...«

Getrieben von einer Art schamlosem Wissensdrang pikte ich mit dem Zeigefinger in sein Bein.

»Spürst du das?«

»Aua! Und wie ich das spüre! Vielleicht ist es dir ja noch

nicht aufgefallen, aber der Verband ist am Bauch und nicht an den Beinen.«

»Ich wollte nur testen, ob sie nicht vom langen Liegen taub geworden sind. Wer hat auf dich geschossen? Ein Soldat?«

»Ich kann mich nicht erinnern ... Da sind nur Schatten, Schreie ... Es ist alles weg, ich habe keinen blassen Schimmer, wie ich hierhergekommen bin. Kennst du das?«

»Ein wenig schon ...«, sagte ich nachdenklich. »Und du weißt nicht, wo du zu Hause bist?«

»Doch, aber das spielt jetzt keine Rolle mehr.«

»Und wo ist das?«

»In Barcelona.«

Barcelona. Ich kannte den Namen der Stadt aus den Schlagzeilen der Zeitungen. Offenbar war da etwas im Gange.

Von da an ging ich den ganzen Sommer über jeden Nachmittag hinunter ins Souterrain. Er war so einsam und hilflos, und ich wollte mich um ihn kümmern. Und ihm schien meine Gesellschaft willkommen zu sein. Ich setzte mich auf den Bettrand oder den Boden, je nachdem, und wir redeten über alles, was durch unsere unschuldigen Kinderköpfe ging. Ich brachte ihm Fadenspiele bei. Ich erklärte ihm die Grundlagen, aber schon bald entwickelte er sich zu einem Experten, und es entstand ein beinharder Wettkampf. Wir wiederholten die geometrischen Formen: Dreiecke, Quadrate, Sterne und Pyramiden, gehalten von kleinen Kinderhänden. Manchmal spielten wir auch Rätselraten oder irgendwelche Schlachten auf hoher See, die nur wir verstanden. Wenn Pilar einen Moment unachtsam

war, stibitzte ich Kekse und Biskuits aus der Speisekammer. Das Verbotene schmeckte weit köstlicher als alles, was im Speisesaal serviert wurde. Während wir uns die Süßigkeiten schmecken ließen, amüsierten wir uns mit erfundenen Geschichten, die uns die Wirklichkeit vergessen ließen. Am liebsten mochte ich solche, die vom Meer handelten. Er erzählte mir von seinen Tagen am Strand. Ich hörte ihm fasziniert zu und stellte mir vor, wie es sein musste, durch warmen, feuchten Sand zu laufen, die vom Salz trockene Haut und die frische Meeresbrise zu spüren.

»Mein Vater hat immer erzählt, er würde eines Tages bis Sardinien schwimmen. Kannst du dir das vorstellen? Sardinien! Das ist wie ein anderer Kontinent.«

»Wo liegt das denn?«

»Im Mittelmeer, glaube ich. Wie sollte er die Insel sonst schwimmend erreichen können?«

»Auf den Landkarten ist viel blau, eventuell ist es gar nicht so wichtig, in welchem Meer du dich befindest. Vielleicht kann man bis ans Ende der Welt schwimmen.«

»Glaubst du, das gibt es? Das Ende der Welt, meine ich?«

»Ich glaube, es gibt vier Enden der Welt.«

»Wie das denn?«

»Eins an jeder Ecke der Karte.« Ich lachte. Und auch er musste lachen. Auf einmal stöhnte er auf. Ich erschrak.

»Tut's noch weh?«

»Ein bisschen, manchmal.«

»Kann ich die Wunde mal sehen?«

»Bist du sicher? Mädchen können doch kein Blut sehen.«

»Das stimmt nicht«, protestierte ich gekränkt.

»Wie du meinst ...«

Er löste vorsichtig den Verband, und dabei drang der ein oder andere Schmerzenslaut aus seinem Mund. Ich war mir absolut sicher, dass mir der Anblick nichts ausmachen würde. Er hob den blutigen Mullstreifen an, und da sah ich zum ersten Mal das Loch in seiner Seite. Ich war überrascht, wie schlimm die Verletzung war. Keck umkreiste mein Finger den Bereich um die Wunde.

»Tut das weh?«

»Ja«, erwiderte er gequält.

»Ein Soldat kennt keinen Schmerz.«

»So schlimm ist es ja auch gar nicht«, wiegelte er ab. Er hatte seinen Stolz.

\*\*\*

»Pilar, ziehen Sie der Kleinen das Sonntagskleid an. Wir gehen in die Kirche, und danach sind wir im Hause Salamanca-Trillo zum Mittagessen eingeladen.«

Ich fiel aus allen Wolken. Das machten wir jeden Sonntag, aber diesmal hatte ich es völlig vergessen. »Wie öde«, war mein erster Gedanke. Mir war schon klar, dass es wichtig war, in die Kirche zu gehen und Freundschaften zu pflegen, aber ausgerechnet an dem Nachmittag wollten mein verwundeter Freund und ich das Finale des Fadenspieltourniers abhalten. Der Morgen verging mit Gebeten und kurzen Begrüßungen irgendwelcher Leute, die mir allmählich nicht mehr ganz so unbekannt vorkamen. Candela zeigte mir stolz ihre neue Puppe, und Tomás José

sprach wie üblich Drohungen gegen die neueste Errungenschaft seiner Schwester aus, die er Ernestina die Zweite getauft hatte. Wir tollten auf der Straße herum.

Nach einer Weile, als wir des Spielens schon ein wenig überdrüssig waren, trat ein Paar auf meine Tante und die Salamanca-Trillos zu. Meine Tante schien sie gut zu kennen, sie grüßte sie überschwänglich und stellte ihnen tausend Fragen. Später erfuhr ich, dass es sich um Señor Ernesto Rodríguez de Aranda und Señora Cristina Ribadesella handelte, eine Cousine ihres verstorbenen Mannes. Bei Don Ernesto fiel mir als Erstes der blitzende goldene Eckzahn auf. Doña Cristina war von nicht allzu großer Statur, hatte breite Hüften, einen gutmütigen Blick und ein tadelloses Benehmen. Im Gegensatz zu ihrem eher hitzig wirkenden Mann war sie die Ruhe in Person. Er war, wie ich ebenfalls später erfuhr, ein bedeutender Unternehmer, der im Jahr 1902 die Tageszeitung *El Demócrata de Madrid* gegründet hatte. Es handelte sich um ein tendenziell eher konservatives Blatt, das auf dem Markt mit *ABC*, dem *Heraldo*, *El Liberal*, *El Imparcial* und *El Globo* konkurrierte. Es war bekannt für seine außerordentlichen Beiträge aus der Feder berühmter Leute, für die es von so manch großer Gazette beneidet wurde. Don Ernestos Zeitung war ein Musterbeispiel für eine informative Presse, die sich zunehmend im Land etablierte, nachdem die Zeitungen im 19. Jahrhundert vornehmlich politischen Interessen gedient hatten.

»Sie sind also alle herzlich eingeladen«, sagte Don Ernesto bei der Verabschiedung.

In den wohlhabenden und intellektuellen Kreisen

Madrids war es bekannt, dass das Ehepaar, das durch eine Laune des Schicksals kinderlos geblieben war, gerne Feste feierte. Jeder Vorwand war den beiden recht, um ihre Verbündeten – die wahren und die, die nur so taten – zusammenzutrommeln und sie in den Genuss ihrer großzügigen Gastfreundschaft kommen zu lassen.

\*\*\*

»Das ist Paquita.«

»Deine Puppe?«

»Ja. Seit Candela Ernestina die Zweite hat, ist sie zwar nicht mehr die schönste, aber mir ist sie immer noch die liebste.«

Ich legte Paquita neben den Jungen. Er konnte sich inzwischen vollständig aufrichten, die Wunde war nahezu verheilt. Er erzählte mir wieder vom Meer.

»Versprichst du mir, dass wir irgendwann nach Barcelona gehen? Und nach Sardinien schwimmen?«

»Versprochen.«

»Kann Paquita auch mitkommen?«

»Nein, sie wird im Wellengang untergehen. Sie ist zu klein. Du eigentlich auch.«

»Stimmt doch gar nicht.«

Er nahm meine Hand und legte sie zum Vergleich an seine. »Siehst du?«

Ja, ich war klein und zierlich, aber so klein auch wieder nicht. Ich betrachtete unsere Hände. Wir legten sie nebeneinander. Die Linien unserer Handflächen waren unterschiedlich. Wozu dienten die Furchen, die diese

seltsamen, geheimnisvollen Muster bildeten? Während ich darüber nachdachte, positionierte ich unsere beiden Hände so, dass ein perfektes A entstand.

Als die Fensterluke mir verriet, dass die Sonne schon tief stand, verabschiedete ich mich und wünschte ihm eine gute Zeit bis zu unserem nächsten Wiedersehen. Vor mich hin summend ging ich die Treppe hinauf in mein Zimmer. Plötzlich schoss meine Tante herein.

»Wo bist du gewesen? Ich habe dich überall gesucht!«, schimpfte sie.

»Ich war auf der Schaukel«, log ich.

Unterdessen hielt der Sommer mit Macht Einzug in der Hauptstadt. Die Leute badeten in den Brunnen, und wenn ich mich gut benahm – oder zumindest so tat –, machte meine Tante mit mir einen Spaziergang in den Retiro-Park und kaufte mir ein Eis. Manchmal begleiteten uns Candela und ihre Mutter, aber ich wäre nicht im Traum auf die Idee gekommen, ihr mein Geheimnis anzuvertrauen. Die Frauen im Park trugen luftige Kleider, und ich hörte, wie sie von der wunderbaren Wirkung des Meeres gegen die drückende Augusthitze sprachen.

Meine Besuche bei dem Jungen im Souterrain gestalteten sich zunehmend schwieriger. Pilar fand immer neue Vorwände, um mich aufzuhalten, und ich hatte den Verdacht, dass sie über meine heimlichen Ausflüge Bescheid wusste. Auch meine Tante stellte größere Ansprüche an meine Hausaufgaben, die meist den ganzen Vormittag beanspruchten, aber sie war ja Gott sei Dank meistens außer Haus. Ich hörte, wenn der Arzt kam, und meine

Tante und Pilar sprachen hinter vorgehaltener Hand immer häufiger von Genesung. Immerhin schaffte ich es, hin und wieder Süßigkeiten hinunterzuschmuggeln. Ich schenkte ihm meinen Faden, damit er sich die Zeit vertreiben konnte, auch wenn ich damit meinen Sieg bei dem Turnier gefährdete. An den Nachmittagen, an denen es mir gelang, mich der Überwachung durch die Erwachsenen zu entziehen, machten wir allen möglichen Blödsinn. Es war, als hätte ich noch einen Bruder hinzubekommen, als könnten wir sorglos für immer Kinder sein. Wir erfanden unsere eigenen Welten und verbrachten Stunden darin.

An einem Gewitterabend erschien mir das Haus gruselig. Meine Tante war fort, und ich war allein im oberen Stockwerk. Der Donner machte mir Angst, und ich wälzte mich unruhig in dem riesigen Bett hin und her. Voller Panik schnappte ich mir Paquita und verließ das Zimmer. Ich rannte, so schnell ich konnte, die Treppe hinunter, immer auf der Hut vor den Gespenstern. Im Souterrain angekommen, lief ich weiter zum letzten Zimmer. Die Tür knarzte verräterisch, als ich sie öffnete.

»Bist du wach?« Keine Antwort. Ich trat einen Schritt vor. »Bist du wach?«

Aus seinem Mund kam nur ein Grunzen. Ich trat an sein Bett und tippte mit dem Finger auf seinen Arm.

»Bist du wach?«

»Was ist los?«

»Ich habe Angst.«

»Wovor?«

»Es regnet.«

»Du hast Angst vor Regen?«

»Es ist nur ... Ich bin so allein. Können Paquita und ich ein wenig bleiben, bis es aufhört zu donnern?«

Er sah mich schlaftrunken an und gähnte.

»Meinetwegen.«

»Prima«, rief ich freudig und legte mich neben ihn.

Er schloss die Augen.

»Aber nicht einschlafen«, flehte ich.

»Was denn dann?«, wiederholte er, genervt von meinem Drängen.

»Erzählst du mir eine Geschichte?«

»Na schön«, willigte er müde ein. »Aber nur eine kurze.«

Ich erinnere mich nicht, wann die Angst nachließ. Seine monotone Stimme lullte mich ein wie ein Schlaflied, und Paquita fest an mich gedrückt, schlief ich ein. Das schummrige Licht des erwachenden Morgens sagte mir, dass etwas nicht stimmte. Während ich langsam wach wurde, hörte ich Stimmen.

»Wir müssen ihn aus Madrid fortbringen.«

Auch mein Freund schrak auf.

»Was ist los? Was machst du hier? Du bist eingeschlafen ... Man wird dich bestrafen.«

»Psst«, raunte ich.

Die Schritte und die Stimmen kamen immer näher, darunter die meiner Tante. Wir wussten beide, was das bedeutete.

»Los, ab in den Schrank!«, drängte er.

Ich sprang aus dem Bett und versteckte mich. Da fiel mir siedend heiß ein, dass ich ja nicht mal seinen Namen

kannte. Wie sollte ich ihn je wiederfinden? Ich öffnete die Tür einen Spalt breit und raunte: »Du musst mir noch deinen Namen sagen. Sonst weiß ich ja gar nicht, nach wem ich fragen soll, wenn ich nach Barcelona komme.«

Er zögerte einen Moment, der mir wie eine Ewigkeit vorkam. Die Schritte waren schon bedrohlich nah. Ich zog schnell die Tür zu.

»Pedro ... Pedro Liébana«, flüsterte er. »Und du?«

Elisa Montero, wollte ich stolz verkünden, aber da ging die Tür auf, und es war zu spät für eine Antwort. Mehrere Personen, die ich durch die Ritzen schlecht sehen konnte, gingen zu Pedro und packten ihn unter seinem verzweifelten und wütenden Protest in eine Decke.

»Wo bringt ihr mich hin? Lasst mich! Hilfe!«

Ich wollte aus meinem Versteck springen und ihm zu Hilfe eilen, aber ich war wie gelähmt, und gegen die Erwachsenen wäre ich ohnehin nicht angekommen.

»Das erklären wir dir später, Junge. Nur die Ruhe«, sagte derselbe Mann, der ihn schwer verletzt zu uns gebracht hatte.

Meine Tante stand ungerührt dabei, als hätte sie mit alledem nichts zu tun. Und so trugen sie meinen Freund aus dem Zimmer, in dem wir uns in den letzten Wochen gemeinsam die Zeit vertrieben hatten. Es wurde still, und meine Tante inspizierte ein letztes Mal den Raum.

»Du musst alles gründlich desinfizieren, Pilar. Und dann schließt du ab.«

Vor Schreck verlor ich die Kontrolle über meinen Atem. Meine Tante musste etwas gehört haben, denn sie stutzte und sah sich im Zimmer um. Langsam trat sie vor

den Schrank und blieb davor stehen. Ich hielt die Luft an, eine echte Herausforderung für meine Lunge. Auf einmal muss etwas Wichtigeres ihre Aufmerksamkeit erregt haben, denn sie wandte sich ab. Klar, Paquita lag ja immer noch auf dem Bett. Erstaunlich gelassen ging sie auf das Bett zu und nahm die Puppe. Ich würde eine ordentliche Standpauke zu hören bekommen. Doch für den Moment beendete sie ihre Razzia und verschwand.

Ich hatte den einzigen Menschen verloren, der mich verstand, und die Trauer erdrückte mich fast. Ich war wieder allein.

## 2

Die nächsten Jahre verliefen in gewohnten Bahnen, ohne unerwartete Gäste im Haus. Langsam entwickelte ich mich zu einer respektablen jungen Dame mit guten Manieren. In der täglichen Routine blieb keine Zeit für Flausen, und ich beehrte nicht länger gegen das Regelwerk meiner Tante auf. Sie hatte mich nicht bestraft, weil ich ihr Gebot übertreten und ins Souterrain gegangen war, aber sie nahm mich fortan an die kurze Leine. Und so bestimmten die Hausaufgaben und der tägliche Mesesebesuch, den meine Tante für unerlässlich hielt, seit in Europa der Krieg ausgebrochen war, mein Leben.

»Es gibt vieles, worum wir den Herrn bitten müssen, Kind. In diesen Zeiten muss man seinem Ruf folgen«, erklärte sie mir.

Die Zeitungen waren voller Nachrichten über das Kriegsgeschehen. Die Vorstöße der Franzosen, Deutschen oder Engländer beherrschten die Titelseiten, und die Schlagzeilen waren wie Blitzlichter, die uns mitteilten, wie der Kampf verlief. In den Kaffeehäusern wurde heftig darüber debattiert, welche Seite gewinnen sollte und was Europa nach dem Konflikt erwartete. In den ersten

Jahren herrschte Verwirrung, doch mit zunehmender Kriegsdauer verloren die ehrgeizigen Worte derjenigen, die dafür plädierten, den Friedensvertrag zu unterzeichnen, an Kraft.

Ein paar Jahre zuvor hatte der Untergang des großen Flaggschiffs der Reederei White-Star-Line die Gemüter erregt. Meine Tante hatte mir das Maschineschreiben beigebracht und ließ mich einige Artikel abtippen. Ich erinnere mich noch gut an meinen ersten Versuch mit dem wundersamen Gerät mit seinen Tasten und dem Farbband. Es handelte sich um den Ausschnitt eines Artikels in *La Correspondencia de España*: »Da Eisberge und Eisschollen nicht sonderlich robust sind, fragen sich viele Menschen, wie ein so massives Schiff wie die *Titanic* an einem Eisblock zerschellen konnte«, lautete der erste Satz.

Natürlich beschäftigten mich auch weiter die Dinge, die mich schon seit meiner Kindheit begleiteten: Handarbeiten, Klavierspielen, das Vortragen von Texten, Schönschrift, Tanz, Gesang (nicht immer tonrein), die Benimmregeln und der Französischunterricht bei Monsieur Cousineau, den ich an mir vorbeirauschen ließ. Dazu kamen die Besuche bei Bekannten, selbstverständlich streng nach Protokoll, und das morgendliche Flanieren über den Paseo de Recoletos.

Bei meinen Streifzügen wurde ich in der letzten Zeit von einer neuen Freundin begleitet: Benedetta de Lucca. Ihr Vater, Giancarlo de Lucca, ein renommierter italienischer Stoffhändler, und sie waren 1910 aus Florenz nach Madrid gekommen. Sie hatten sich in einem Palais in der Calle Hermosilla niedergelassen, ganz in unserer Nähe. Señor

de Lucca war ein stattlicher Mann von südländischem Äußeren. Der frühe Tod seiner Frau Elisabetta hatte jede Form von Frohsinn aus seinem Leben verbannt. Durch den unerwarteten Verlust hatte die Angst Einzug in sein Herz gehalten, und das führte dazu, dass er seine jüngste Tochter übermäßig behütete. Die älteren Geschwister lebten in Rom, London und Paris. Señor de Lucca war ein kluger Geschäftsmann, aber in Familienangelegenheiten schrecklich unerfahren. Obwohl Benedetta schüchtern und distanziert erschien, war sie die perfekte Verbündete für mich. Sie hatte glattes, langes schwarzes Haar und ein hübsches Gesicht mit markanten Augenbrauen.

Candela war immer noch eine gute Freundin, doch die Freundschaft mit ihr ließ sich nicht vergleichen mit der verschworenen Gemeinschaft zwischen Benedetta und mir. Benedetta war sehr aufgeweckt, und ich konnte wunderbar mit ihr über Gott und die Welt reden. Wir hatten sogar eine eigene Zeichensprache erfunden, mit der wir uns an den Erwachsenen vorbei Geheimnisse anvertrauen konnten.

Mit siebzehn sollten wir offiziell in die Gesellschaft eingeführt werden. Candela war uns diesbezüglich ein paar Jahre voraus. Während der Vorbereitungen für den Debütantinnenball war meine Tante außer Rand und Band, sie plante alles bis ins letzte Detail. Alle Extrawünsche, die sie mir als Kind versagt hatte, waren plötzlich kein Thema mehr. Als mein Vormund oblag ihr die Organisation, und sie wollte die perfekte Gastgeberin sein. Vielleicht war es für sie die Gelegenheit, all ihren Freunden zu zeigen, dass sie sich gegenüber dem Mädchen, das seine Mutter ver-

loren und das sie im zarten Alter von sieben Jahren aufgenommen hatte, durchaus großzügig zeigen konnte. Ich wusste bei meiner Tante nie, woran ich war. Manchmal konnte sie unglaublich nachgiebig sein, dann wieder engte sie mich vollkommen ein. Sie war und blieb mir ein Rätsel.

Die donnerstäglichen Treffen hatten in all den Jahren weiter stattgefunden. Mit der Zeit hatte ich durch Lektüre und aufmerksames Verfolgen der Gespräche herausgefunden, dass es sich um bekannte Persönlichkeiten aus der Welt der Literatur, der Kunst und der Philosophie handelte, die sich bei uns zu einem literarischen Zirkel einfanden. Bei dem Mann mit dem länglichen Gesicht handelte es sich um Señor Arniches, einen bedeutenden Theaterautor, der mehr als zwanzig Stücke veröffentlicht hatte. Und der geistreiche und witzige Dicke war Ramón Gómez de la Serna, allerdings konnte ich mir den Namen damals nicht recht merken.

Meine Tante sprach stets mit einer gewissen Bewunderung von ihm, weil er in seinem jungen Alter schon einen bedeutenden Beitrag zur Literatur geleistet hatte. In den letzten Jahren war er allerdings nicht mehr gekommen. Die Gebrüder Romero de Torres, beide in der Kunstwelt zu Hause – Julio als Maler und Enrique als Schriftsteller und Illustrator – nahmen nicht immer teil, aber normalerweise waren sie einmal im Monat bei uns zu Gast. Ansonsten blieben die Teilnehmer immer gleich: der Journalist Luis Bello, stets reflektiert in seinen Ansichten, und der Mann mit der Brille, der Philosoph Manuel García Morente, dessen Beiträge immer höchst pointiert waren. Außerdem fanden sich jede Woche Tomás Salamanca-

Trillo und Señor Rodríguez de Aranda ein, der für mich so etwas wie ein Onkel geworden war, sowie das Ehepaar Ballester, Besitzer eines großen Weinguts in La Rioja, die ich damals bei meinem ersten Lauschangriff durch die Klappe nicht erkannt hatte.

Doch am meisten interessierte ich mich für die Letzte im Bunde. Man erzählte sich, sie habe ihren Mann verlassen, aber sie sei eine kluge Frau, der es gelungen war, mit ihrer Tochter in der Hauptstadt neu anzufangen. Ihr Name war Carmen de Burgos, genannt Colombine, weil sie unter diesem Pseudonym ihre Artikel im *Diario Universal* firmierte. Das faszinierte mich. Durch meine tägliche Zeitungslektüre hatte ich bereits eine gewisse Faszination für die Männer entwickelt, die über alle möglichen Facetten der Wirklichkeit schrieben: von der Wirtschaft über Politik, Stierkämpfe und Musik bis hin zum Theater. In all den Jahren, in denen meine Augen den aktuellen Meldungen auf den gedruckten Seiten gefolgt waren, hatte ich nicht gewusst, dass in dem Metier auch Frauen arbeiteten. Meine Tante war zwar nicht unbedingt das Musterbeispiel einer traditionellen Frau, aber sie beschränkte sich dennoch auf ihre Rolle als Hausherrin. Es wäre ihr niemals in den Sinn gekommen, die gesellschaftlichen Konventionen infrage zu stellen, die sie gedrängt hatten, die Geschäfte ihres verstorbenen Mannes abzugeben und ihren Radius auf gesellschaftliche Verpflichtungen und intellektuelle Zirkel zu begrenzen. Als ich vom Lebensweg der schillernden Colombine erfuhr, beobachtete ich sie umso aufmerksamer bei ihren Besuchen, um hinter das Geheimnis dieser Frau zu kommen.

»Wir müssen unserer Gesellschaft wieder Leben ein-

hauchen. Wir können nicht länger in dem Graben verharren, in dem wir uns seit zwei Jahrzehnten verschanzen.« So hatte die Diskussion an jenem Abend begonnen.

»Ich stimme Ihnen zu, Don Tomás, aber was können wir tun ohne eine vernünftige Bildung, die unser gebeuteltes Land wieder aufrichtet?«, meinte Luis Bello.

»Manchmal frage ich mich: Wird das tatsächlich etwas ändern? Haben wir nicht schon genug Experimente erlebt? Nichts hat funktioniert: weder die Republik noch die Monarchie«, befand Amancio Ballester unter dem wachsamem Blick seiner Ehefrau Concepción.

»Aber, meine Herrschaften, wir haben uns doch nicht hier versammelt, um über Politik zu reden«, unterbrach sie meine Tante missmutig.

Die Gespräche kehrten in ruhigere Fahrwasser zurück. Sie kreisten um Malerei, Poesie und Theater, als ich plötzlich, völlig unpassend, niesen musste: »Hatschi!«

Meine Tante hielt gerade einen Monolog über das neueste Werk von Juan Ramón Jiménez. Sie hielt inne. Vorsorglich zuckte ich zurück, doch meine Tante hatte mich schon gesehen. Ihr wurde schlagartig klar, dass es bei ihrem Zirkel einen ungebetenen Gast gab, doch nach einem kurzen Zögern fuhr sie mit ihren Ausführungen fort. Oft dachte ich, dass ich irgendwann, wenn ich am wenigsten damit rechnete, für all die Momente büßen müsste, in denen ich eine Bestrafung erwartet hatte und sie mir lediglich einen tadelnden Blick zuwarf. Meine Tante blieb einfach undurchschaubar.

\*\*\*

Benedetta und ich träumten von dem Leben, das uns nach dem Debütantinnenball erwartete. Pilar heizte unsere Fantasie noch an, indem sie uns Geschichten über ihre Jugend erzählte. Wie sie mit Jungen über Jahrmärkte geschlendert war und Mandelmilch getrunken hatte – Jungen, die später mitsamt ihrem Versprechen ewiger Liebe in Marokko verschwunden waren. Aber sie kannte auch Geschichten von Prinzen und Tänzerinnen wie die von Anita Delgado und dem Maharadscha von Kapurthala, die sich in dem wunderschönen Varieté »Gran Kursaal«, in dem sie arbeitete, kennengelernt hatten.

»Hoffentlich sind wir bald zu einem Fest eingeladen, und ein Sultan verliebt sich in mich. Reich soll er sein, stattlich und gut aussehend, und gutmütig und schlau ...«, sagte Benedetta und sprach damit laut aus, was wir beide dachten.

»Ja, klar. Und weil so etwas jeden Tag passiert, bin ich immer noch hier«, meinte Pilar lachend, während sie das Zimmer verließ, in dem meine Freundin und ich Zukunftspläne schmiedeten.

Der Frühling hatte unseren Garten mit der alten Eiche in ein Blütenmeer verwandelt, das man von dem geschmackvoll im Rokoko-Stil eingerichteten Salon aus sehen konnte. Die Rosen und Lilien blühten schöner als je zuvor. In zwei Monaten würden wir junge Damen sein. Um den Kaffeetisch herum standen mehrere Stühle. Die Polster harmonierten perfekt mit den luftigen Vorhängen. Severiano beklagte sich jeden Tag über die Pollen, die er einatmen musste, wenn er die Pflanzen goss. Trotz seines mürrischen Wesens war er zu mir immer freundlich, er schenkte mir stets ein kleines Lächeln, auch an traurigen

Tagen. Aber davon gab es zum Glück nicht viele, denn ich war glücklich in dem Palais in dem immer beliebter werdenden Stadtviertel. Der nahe gelegene Retiro-Park versorgte uns mit frischer Luft, und die unzähligen kleinen Geschäfte, die jeden Morgen öffneten, verliehen den breiten Straßen Leben.

Ich hatte gelernt, in meinem neuen Zuhause zu leben und meine Herkunft zu vergessen. Die Tatsache, dass von meinem Vater und meinen Brüdern nicht eine einzige Nachricht gekommen war, hatte mir klargemacht, dass sie längst nicht so häufig an mich dachten wie ich an sie. Und das strikte Verbot meiner Tante, meine Familie auch nur zu erwähnen, trug dazu bei, dass ich mich damit abfand und sie vergaß.

Außerdem hatte ich mit der Zeit einige Talente an mir entdeckt. Das Klavierspiel war immer noch eine meiner Lieblingsbeschäftigungen. Inzwischen wagte ich mich an Werke von Mozart oder Bach. Wenn ich meine Finger über die Elfenbeintasten gleiten ließ, überkam mich eine innere Ruhe, und die Melodien, die in harmonischem Einklang aus dem Instrument kamen, waren die Belohnung für viele Stunden diszipliniertes Üben.

Ich liebte die Musik, doch meine wahre Leidenschaft galt dem Schreiben. Mit elf Jahren hatte ich angefangen, Tagebuch zu führen. Darin hielt ich meine Gedanken, meine Zweifel und all meine Fragen fest. Das Tagebuch war der Vertraute, den ich in keinem Menschen aus Fleisch und Blut finden konnte, nicht einmal in meiner geliebten Benedetta. Gedichte und Geschichten wechselten sich auf den abgegriffenen Seiten der vielen kleinen

Notizhefte ab, in denen ich neue Welten und Gefühle erfand, die ich selbst noch nie erlebt hatte. Das Schreiben war eine überaus mächtige Waffe: Mit einem Federstrich konnte ich erschaffen und zerstören.

Als eine Art Therapie hatte ich es mir im letzten Jahr zur Gewohnheit gemacht, vor dem Schlafengehen etwas hineinzuschreiben. Manchmal waren es lediglich zwei Zeilen. Manchmal aber sprudelten die Worte nur so aus mir heraus, und ich musste meine überbordende Inspiration zügeln, damit die gequälte Hand noch mitkam, die immer bereit war für das nächste Wort, das nächste Komma, bis hin zum Schlusspunkt.

\*\*\*

»Dreh dich mal um, mein Engel«, befahl Doña Alicia.

Wir waren bei einer der letzten Anproben für das Kleid, das ich beim Debütantinnenball tragen sollte. Es bestand aus einem Unterkleid aus cremefarbenem Taft und darüber einer tüllartigen Lage in changierenden Lilatönen. Es hatte kurze Ärmel und einen Queen-Anne-Ausschnitt, wie Doña Alicia es nannte, mit einem herzförmigen Dekolleté, »modern, aber sittsam«.

»Gefällt es dir?«, fragte sie.

»Es ist ein Traum, Doña Alicia. Sie vollbringen wahre Wunder mit Stoffen.«

»Ja, es ist wirklich bezaubernd. Aber das liegt natürlich auch an der Anmut derjenigen, die es trägt. Es kommt mir vor, als wäre es gestern gewesen, als ich dir deine ersten Kleider geschneidert habe ...«

»Ja, ich kann mich auch noch gut erinnern«, erwiderte ich fröhlich.

Sie war gerührt.

»Ich werde Mari Paz sagen, sie soll dir eine Schokolade machen, während du auf deine Tante wartest«, sagte sie und wischte sich eine kleine Träne von der Wange.

Ich errötete, nutzte jedoch den Moment der Sentimentalität und betrachtete mich noch einmal von allen Seiten im Spiegel – in dem Kleid, das mich an dem wichtigen Abend begleiten würde. Es dauerte nicht lange, da betrat meine Tante mit einer elegant verpackten Schachtel den Laden. Sie musterte mich.

»Du machst eine gute Figur in dem Kleid, Elisa. Du siehst ein wenig aus wie ich, als ich in deinem Alter war.« Ich lächelte dankbar. »Ich war bei *Les Petits Suisses*, um Schuhe für dich zu besorgen. Du musst sie zusammen mit dem Kleid anprobieren, damit man sieht, ob noch etwas an der Länge geändert werden muss. Ich weiß, dass es jetzt in Mode ist, die Knöchel zu zeigen, aber eine solche Unsitte werde ich nicht dulden, und schon gar nicht, wenn ich dafür zahle«, erklärte sie.

Ich probierte die zarten elfenbeinfarbenen Schuhe mit Absätzen an. Sie waren voller Glitzersteinchen, die perfekt zu dem Kleid passten. Alles begann noch einmal von vorn: Jeder Faden, jede Naht und jeder Schnitt wurde überprüft, damit alles optimal saß, damit meine Tante grünes Licht für die endgültige Fertigstellung des prunkvollen Kleides geben konnte, das einer Marquesa würdig war. Während ich mich umzog und meine Tante aus dem Fenster die Passanten auf dem Platz beobachtete, stellte

